

## Analyse des US-Wahlkampfes 2008

Podiumsdiskussion der Brookings Institution zum Thema „Analyse des US Wahlkampfes 2008“ vom 13. November 2008

[www.kas.de](http://www.kas.de)  
[www.kasusa.org](http://www.kasusa.org)

Am 4. November fand der spektakulärste, längste und teuerste Wahlkampf der amerikanischen Geschichte sein Ende. Bereits kurz darauf begannen Experten mit der Analyse des Wahlkampfes und dessen letztendlichem Ausgang.

Am 4. November fand der spektakulärste, längste und teuerste Wahlkampf der amerikanischen Geschichte sein Ende. Bereits kurz darauf begannen Experten mit der Analyse des Wahlkampfes und dessen letztendlichem Ausgang.

Im Rahmen der Veranstaltung „What the 2008 Election Meant: Politics and Governance“ lud die Brookings Institution die Experten Gary Jacobson, James Stimson und John Harwood zu einer Podiumsdiskussion ein, um erste Einschätzungen bezüglich des Wahlsieges des demokratischen Präsidentschaftskandidaten zu präsentieren.

Wie der Moderator Larry Bartels, Professor für Politik- und Kommunikationswissenschaften an der Princeton University, zu Beginn der Veranstaltung verkündete, waren die Ergebnisse des amerikanischen Präsidentschaftswahlkampfes 2008 schon seit Monaten sehr deutlich vorhersehbar. Für keinen der anwesenden Referenten stellte der klare Sieg Barack Obamas eine Überraschung dar. Bis auf eine Abweichung von knapp drei Prozentpunkten prophezeiten die zahlreichen Umfragen genau das Resultat, das dann schließlich am Abend des 4. November auch Gewissheit wurde.

Als Hauptgrund für den Sieg des Demokraten führte der Moderator in erster Linie zwei Faktoren an. Zum Einen sei ein Großteil des amerikanischen Volkes der Politik von George W. Bush überdrüssig, zum Anderen habe die immer bedrohlicher werdende Wirtschaftslage eine signifikante Rolle gespielt. Bartels erläuterte die seiner Meinung nach wesentlichsten Faktoren, die Barack Obama letzten Endes so viele Stimmen einbrachten:

1. Durch die Finanzkrise seien die Wähler sehr stark auf die Wirtschaft und die jeweiligen wirtschaftspolitischen Vorhaben der Präsidentschaftskandidaten konzentriert gewesen.

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

USA  
ALINE ALLMENDINGER  
(PRAKTIKANTIN)  
November 2008

[www.kas.de](http://www.kas.de)  
[www.kasusa.org](http://www.kasusa.org)

2. Die demokratische Kampagne sei schlicht besser geführt worden als die der republikanischen Kontrahenten.
3. Der Ethnien-Faktor habe einen der elementarsten Komponenten dargestellt, der Barack Obama einen enormen Stimmenzuwachs verschafft habe. Angehörige unterschiedlichster ethnischer Minderheiten stimmten zu großen Teilen für den Demokraten. Afro-Amerikaner hatten in diesem Jahr in weitaus größerer Anzahl den Gang zur Urne angetreten, als bei den Präsidentschaftswahlen zuvor. Darüber hinaus machte sein eigener afro-amerikanischer Hintergrund Obama zu einem außergewöhnlichen Präsidentschaftskandidaten. Wer hätte besser den Wahlkampflogan „Change“ vermitteln können als jemand, der selbst sämtliche im Laufe der Geschichte aufgebaute Vorurteile zu widerlegen schien? Zu dem sogenannten „race issue“ ergänzte der Moderator, es bestehe ein signifikanter Zusammenhang zwischen der Anzahl der afro-amerikanischen und weißen Stimmen die Obama in Staaten wie Louisiana bekommen habe. Bartels schloss daraus, dass sich das „race issue“ signifikant im Wahlverhalten der weissen Wähler der Staaten niedergeschlagen hat, deren schwarzer Bevölkerungsanteil hoch ist. Für Bartels lag darüber hinaus in dem Ethnien-Faktor ein wesentlicher Grund für die drei-Prozentpunkte-Differenz zwischen prophezeitem Wahlsieg und letztendlicher demokratischer Stimmenanzahl. Diejenigen, die sich letzten Endes doch gegen Obama entschieden hatten aufgrund seiner Hautfarbe, machten diese drei Prozent aus, so Bartels.
4. Obamas Erfolg sei zu knapp 90 Prozent auf die allgemeine Enttäuschung und Verbitterung über die Politik George W. Bushs zurückzuführen. Nach Erläuterung der vier wesentlichsten Gründe für den Wahlsieg Barack Obamas merkte der Moderator an, dass die Chance einer großen Enttäuschung unter den Wählern bestehe, wenn Obama es nicht schaffen werde, innerhalb der vier Jahre die in seinem Wahlkampf stets geweckten Erwartungen zu erfüllen.

Abschließend ergänzte Bartels, dass sich die diesjährige Wahl und deren Ausgang in keinem so extremen Maße von früheren Wahlen in den USA unterschied, wie oftmals behauptet. Ein Blick auf das Wahlverhalten aller Amerikaner ergebe, dass sich die Gesamtwählerschaft der USA um 4,5 Prozent in Richtung des demokratischen Lagers bewegt habe. Verglichen mit früheren Wahlergebnissen sei dies kein allzu großer Wandel im Wahlverhalten, so Bartels.

An diese erste kurze Zusammenfassung der Analysen des Wahlverhaltens schloss Gary Jacobson, Professor der Politikwissenschaft an der University of California in San Diego, mit seiner Einschätzung bezüglich des Wandels in der Parteiidentifikation an. Rückblickend auf die Ergebnisse der Wahl 2008 seien zunächst folgende Veränderungen augenscheinlich:

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

USA

ALINE ALLMENDINGER

(PRAKTIKANTIN)

November 2008

[www.kas.de](http://www.kas.de)

[www.kasusa.org](http://www.kasusa.org)

1. Es habe ein Wandel in der Parteiidentifikation der Wähler stattgefunden, dessen Trend eindeutig in Richtung der demokratischen Partei weise.
2. Resultierend daraus erlebe die Parteiidentifikation mit der Demokratischen Partei einen drastischen Anstieg.
3. Die Partei der Republikaner habe sehr unter dem schlechten Image George W. Bushs gelitten.
4. Es bestehe ein klarer Zusammenhang zwischen dem Ausmaß, in dem Barack Obama die Wahl für sich entscheiden konnte und der gewonnenen Mehrheit der Demokraten im Senat. Im Jahr 2006 erlangten die Demokraten eine Mehrheit in beiden Kammern des Kongresses. In diesem Jahr verabschiedeten sich wesentlich mehr republikanische Abgeordnete aus dem „House of Representatives“ als Demokraten. Ähnlich verhalte es sich mit der Sitzverteilung im Senat: Verglichen mit den republikanischen Mitgliedern im Senat, gaben im Jahr 2007 fast keine demokratischen Senatoren ihren Posten auf. Die demokratische Partei habe auch die Mehrheit im Senat inne. In Bezug auf die Sitzverteilung im Kongreß merkte Gary Jacobson abschließend an, dass sich der Median des Kongresses insgesamt zwar nach „links“ bewege, der Median der Fraktionen (caucuses) jedoch bewege sich nach „rechts“, denn die Republikaner die nun nicht mehr zur Wiederwahl bereit stünden, seien gemäßiger als die die noch im Amt seien.

Im weiteren Verlauf der Veranstaltung knüpfte James Stimson, Professor der Politikwissenschaft an der University of North Carolina, noch einmal an das von seinem Vorredner erwähnte Argument der gestiegenen demokratischen Parteiidentifikation an. Um diese Steigerung dem Zuhörer zu verdeutlichen, fügte der Politologieprofessor ergänzend hinzu, dass die demokratische Partei in diesem Jahr 8,5 Prozent mehr Mitglieder verzeichnen konnte, als noch 2004.

Entgegen häufig genannter Argumente, die Finanzkrise habe den Wahlausgang erheblich mitbestimmt, vertrat Stimson die Ansicht, die verheerende Wirtschaftslage habe die Wähler nur unwesentlich in ihrer Entscheidung beeinflusst. Die meisten Amerikaner hätten schon vor Ausbruch des finanziellen Desasters entschieden, wen sie wählen werden. Sicherlich hätten sich einige wahlrelevante Vorteile für Barack Obama aus der Finanzkrise ergeben, der Wahlausgang an sich sei jedoch nicht primär auf jene wirtschaftlichen Gründe zurückzuführen. Zumal sich der Einbruch des amerikanischen Wirtschaftssektors bereits weit vor dem Konkurs der Investmentbank Lehman-Brothers abgezeichnet habe.

Das ganze Jahr über sei der Demokrat Obama im Schnitt mit fünf Prozentpunkten vor seinem Kontrahenten John McCain in Führung gelegen. Mit der Ernennung Sarah Palins zur republikanischen Vizekandidatin habe John McCain zwar anfang September für kurze

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

USA  
ALINE ALLMENDINGER  
(PRAKTIKANTIN)  
November 2008

[www.kas.de](http://www.kas.de)  
[www.kasusa.org](http://www.kasusa.org)

Zeit erhebliche Zustimmung nicht nur von Seiten der republikanischen, sondern auch von demokratischen und unabhängigen Wählern erlangt. Die Begeisterung für das Team McCain/Palin sei jedoch nur von kurzer Dauer gewesen. Schon wenig später habe die Gouverneurin aus Alaska und mit ihr der republikanische Präsidentschaftskandidat einen drastischen Einbruch in ihrer Beliebtheit unter den Wählern erlitten. Barack Obama habe schließlich erneut mit teilweise beachtlichem Vorsprung das Rennen um das Weiße Haus angeführt.

Seinen Vortrag abschließend, räumte James Stimson ein, Barack Obamas Sieg sei zwar recht deutlich ausgefallen, insgesamt stelle dieser Stimmengewinn jedoch keinen historisch einzigartigen Wahlgewinn dar. Unbestreitbar sei jedoch, so der Politologieprofessor, dass die US- Wahl 2008 die größte Massenbewegung hin zu einer der Volksparteien in der amerikanischen Geschichte hervorgerufen habe. Ein Großteil dieser „partisanship movements“ werde sich als dauerhaft in der Verteilung der Stammwählerschaft etablieren.

Den Abschluss der Vortragsreihe bildete schließlich John Harwood, CNBC-Korrespondent in Washington und politischer Journalist der New York Times. Dieser dritte Referent legte seinen Fokus hauptsächlich auf das außerordentliche politische Talent Barack Obamas, um den Wahlausgang zu erklären. Sowohl die Kampagne des demokratischen Präsidentschaftskandidaten als auch dessen Verhalten beispielsweise in den TV-Debatten oder bei der Finanzkrise beurteilte Harwood als herausragend gut. John McCains Nachteil habe hingegen primär in dessen wesentlich schlechter geführten Kampagne als auch in seiner minder guten Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit gelegen. Als besonders beachtlich führte der CNBC-Korrespondent an, dass Barack Obama während der gesamten Wahlkampfes keinen einzigen signifikanten Fehler gemacht habe, obwohl er zunächst als „Neuling“ ohne großen Erfahrungsschatz was die nationale Politik angeht, verschrien worden sei. Dass sich der Demokrat in den Vorwahlen gegen seine wesentlich erfahrenere Konkurrentin Hillary Clinton habe durchsetzen können, zeige wie charismatisch und talentiert Barack Obama sei, fuhr Harwood fort. Dass der Demokrat schließlich den langjährigen Senator Joseph Biden zu seinem Stellvertreter erklärte, überraschte Harwood nicht. Als schwarzer Präsidentschaftskandidat habe Barack Obama einen „extrem sicheren“ Vizekandidaten, der keinen großen Aufruhr verursachen würde, benötigt. Wie Harwood erläutert, hätte sich das demokratische Präsidentschaftsteam zu exotisch dargestellt, wenn Obama beispielsweise einer Frau, einem Nicht-Christen oder einem Mitglied der zahlreichen ethnischen Minderheiten in den USA den Posten der Nummer Zwei im Staat angeboten hätte.

Das Schlussresümee aller Referenten lautete: Die Republikaner sind im Laufe der letzten Jahre und Monate kontinuierlich nach rechts abgedriftet. Wenn sich dieser Trend nicht baldmöglichst

Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

umkehrt, kann eine Stimmenmehrheit bei künftigen  
Präsidentschaftswahlen unmöglich erreicht werden.

USA

ALINE ALLMENDINGER

(PRAKTIKANTIN)

November 2008

[www.kas.de](http://www.kas.de)

[www.kasusa.org](http://www.kasusa.org)